

Die Außenmauer zeigte Spuren, die bewiesen, daß er sich
beerdigen hatte. Die Ermittlungen über die Art, wo
der Sträfling entkommen war, ergaben folgendes verläss-
liche Resultat: Der Flüchtling hatte aus seinem Brode die
Eisenschäufel seiner Zellentür gefehlet, einen Weder, in den
man ihn Lee gedrückt hatte, aus seinem Hosen zum Schmel-

ien gebracht und das Innre in die Schallöffnungen gegossen worden, er so den Schallfäß hergestell't, öffnete er in der Nacht die Jellentüre und verfertigte sich dann in der gleichen Weise einen Schallfäß zu der Ausgangstüre des unterirdischen Durchganges. Mit Hilfe dieser beiden Schallfäße konnte er am Montag beide Türen, jedoch nie hinter sich und entnähmte aus einem Gefasse ein Gefäß und einen Besenfort. Er wand das Tuch um den Hals und schloß die Türe ab. Er wand das Tuch um den Hals und schloß die Türe ab. Er wand das Tuch um den Hals und schloß die Türe ab.

*

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Der Gegenstand recht getagter Wijs ist infolge der Kaisergeburtstagsfeier eine größere neuherrliche Prospektstraße geworden. Und das kam so. Wie alljährlich, so wurde auch in diesem Jahre im größten Saale der Stadt zur Feier des Tages ein großes Gastmahl veranstaltet, zu dem nicht nur die Mitglieder der Behörden die Gäste aus der Stadt und Umgegend betieiligt. Die Bühne wurde mit wahren Pflanzenbau, aus dessen Mitte die „Kaiserbüne“ sich wirkungsvoll hervorob. Es trugen die üblichen Getreiden und Taate, und alles säuweltig in patriotischer Begeisterung. Besonders Entzünden rief aber die Wirkungsvoll gekündete Bühne hervor, so daß einzelne der Gäste es sich gegen Schluß des Festmahls nicht vertragen konnten, dieselbe noch näher in Augendeckeln zu nehmen. Aber was war das? Zuerst ein leises Rültern, dann ein immer lauter werdender Disput; andere Gäste rufen ein

zu, und schließlich erziehen auch das Stadthaupt. Es unterlag keinem Zweifel, auch der Bürgermeister mußte es be-
stätigen: die Kiste, welche den Mittelpunkt des ganzen
Anlagenbaus bildete, war gar nicht die des Stä-
fens, sondern die des längst verstorbenen Kriegsministers
Grafen Roos. Natürlich bemächtigte sich sofort die Fama
der Tade und beridete, es sei in der ganzen Stadt kein
Staatsfeind aufzutreiben gewesen. Schon in den nächsten
Tagen sollen den in Betracht kommenden Stellen zahl-
reiche Offerten von Stäffensbüchern — natürlich anonym —
gegangen sein.

*

In der Marineausstellung,

welche die Bundesregierung der Vereinten Staaten auf
der Weltausstellung in St. Louis veranstaltet,
sind lebende Bilder mit Aufse des Minematographen den
Besuchern vorgeführt worden, nur auch den Binnenländer
mit dem Leben und Treiben auf den Kriegsschiffen bekannt
zu machen. Die Bilderprojections werden 3 Fuß lang
und 15 Fuß hoch sein. Zur letzten wurde, noch

sondern Schiffe aus, eine große Anzahl von Aufnahmen des amerikanischen Kriegsschiffes „Indiana“ mit dem feinsten photographischen Apparat gemacht. Die „Indiana“ war für Sie geeignet, begleitet von dem Schiffe, auf dem sich der photographische Apparat befand, und die Mannschaften des Kriegsschiffes führten verschiedene Gerätheten und den Konsumtibus, wie er in Kriegsschiffen üblich ist, vor, um alle diese amerikanischen Kriegsschiffe zu fotografieren. Es folgte dann die Vorführung eines Geleitzschiffes, wobei das amerikanische Kriegsschiff aus allen Gesichtspunkten feuerte, um den Salak bildete das Manöver „Alle Mann aus dem Schiff!“ Dieses Kommando wird gegeben, wenn das Schiff unmittelbar vor dem Sinken ist, und die Mannschaften sind auf eigene Faust retten sollen. Man wird bei der Vorführung dieses letzteren Manövers die Seeleute einzeln und Schichtenweise auf dem Bord herumgehen sehen, so auch die Schichten des Seemannsbefehls in Krieg und Frieden kennen lernen.

beginnen, erkundigen Sie sich.
ler. 

[REDACTED]



Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Schreiben rechter Schluss.

Nr. 29.

fuhr er fort, „und dennoch bin ich überzeugt, uns noch nie gesehen haben.“

„Gewiß nicht,“ wari de: junge Mann ein, „Umstände zwangen uns. Sie zu bitten, um Unterredung zu gewähren. Wir sind Ihnen richtig dankbar, Herr Ulrich —“

„O, sein Wort weiter“, unterbrach der Graf, „verdiene nichts weniger: als Ihren Dank; ich nicht der Mann, für den Sie mich halten!“

„Wie ist das möglich?“ rief die junge Geißen. Sie nicht Herr Ulrich? Haben Sie Ihrem Briefe in der Nachschrift geschrieben, die kommen wollten? Wie können wir uns also

„Gören Sie die einfache Lathache,“ bat re: de: junge Graf. „Zufällig traf ich Sie vor Tagen im Amnibus. Sie waren eingekleidet ein Briefchen, welches Sie in der Hand hielten. Beden. Ich nahm es auf und — lo unvergeßlich — erlaubte mir, die verhängnißvoll schrift: hinzuzufügen. Wie sehr ich diese That sehr aufrichtig ich Ihre Vergeltung erlese, t faum mit Worten aus-drücken.“

„Wie? Sie sind nicht Harold Ulrich? der mit dem Edgar von Steind in Amerika war?“

„Ich heiße Ulrich von Solentrock“, berichtete

Ein Blick tieffter Betrachtung traf den Schmied, der nicht wagte, seine Augen zu erheben.

Bei der Arbeit recht Begonnen,
Soll's Gelingen, rechter Schluß.

**Täglich erscheinendes
Unterhaltungsblatt**

Träume und nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts
geraten.

6. Februar 1904

Nouvelle par G. H. M. de la

(Nachdruck verboten.)

2. Kapitel.

Als Graf Ulrich erwachte, befand er sich in einem ganz fremden, prächtig eingerichteten Schlafzimmer. Große kunstvolle Gemälde zierten die Wände; im Stillen brannte ein lütliges Feuer; eine silberne Alarmlampe erleuchtete milt das Gemach. Ertaunt blickte er umher und glaubte im ersten Augenblick zu träumen. doch bald fiel ihm die Ereigniß der letzten Stunden wieder ein; schnell richtete er sich empor. „Ich bin verwundet!“, flüsterte er halbsait, und hub mit zitternden Fingern nach der Stirn, um die eine feine Wunde gefast war. — Die große Wanduhr: schlug gerade die dritte Stunde.

„Drei Uhr?“ rief er erstaunt, „ich muß lange geschlafen haben, denn es war fünf Uhr, als ich sonstendbare Weise hierbin kam.“

Der erquickende Schlaf hatte ihn bei seiner Jugend und besonders seiner guten Konstitution noch denoll wieder vollkommen geküßt; seine Wunde mußte nur unbedeutend sein, denn er fühlte sie kaum, selbst nicht bei leiser Berührung. Er schloß die Augen und jetzt traten die Ereignisse im Krankenzimmer wieder lebhaft vor seine Seele; er sah den Kranken, der sich kuhelos auf seinem Lager wälzte; er hörte die ängstliche Frage: „Ist er Ihr Freund?“

„Wie soll das enden?“ fröhte er, wird man mich

„Es ist meine gerechte Strafe; ich verdien's es nicht besser.“ murmelte er. „Wenn du mich nicht hast, die Folgen für meinen Leichtsinn tragen, so schmerzt es auch mich, denn es ist meine elende Strafe.“

Er näherte sich dem Fenster, sah das gläserne Gitter-Vorhäng aueinander, und schaute in die Nacht hinein. Es war total finster, kaum ihn und wieder kieselte ein Sternlein am schwarzen Firmament.

„Wo bin ich nur hier?“ dachte er weiter und schritt langsam über den weichen Teppich. „Ich bin gelangt in das ist sicher.“ flüchte er mit mattem Ächeln hin- und her. Er fühlte nicht die geringste Lust, sich wieder zu legen zu legen, und um ihn die Zeit zu vertreiben schritt er fortwährend das Zimmer. Ein großes, dunkelstüftes Wunderkessel errichte vor ihm seine Säulen, umfing. Er hob ein Buch nach dem anderen herbei, waren fast alle sehr alt, mit feinem ledernen Einband, italienische und französische Werke die 7. immer gar nicht, oder nur wenig verstand; andere Bücher in seiner Mutterprosa sprach, andere in

„Meinem lieben Neffen Woldemar Horley. Ich will es dem Zufall anheimstellen, ob Du jemals diese Zeilen finden wirst oder nicht. Da ich fühle, daß mein Ende herankommt, will ich Dir als meinem einzigen Verwandten und Erben geistlich, daß ich während der letzten Jahre meines Lebens ein Geheimnis in meinem Herzen getragen habe, welches ich jetzt nicht einmal wage, Dir zu gestehen. Du wirst nach meinem Tode Besitz von meinen Gütern, auch von Tausch Steined, nehmen. Dort unten im gestifteten Speisezimmer wirst Du in der Mäße eine geheime Feder finden, die ein Buch verriethlich, in welchem ich mein Geheimnis verborgen habe. Weiteres wage ich nicht, Dir zu sagen. Gott schütze Dich!

den 8. Mai 1787.

Deine Tante
Krmgard von Steined.“

Der junge Graf Sprang von seinem Sitz. War das Schriftstück bis jetzt noch nicht entdeckt, und war es ihm zu behalten, es aufzufinden? Zerkürr nahm er einige Papiere vom Kamminstus, die teils zerissen da lagen, und zufällig fielen seine Augen auf ein Briefwörtchen: „Fräulein Aurelia Horley, Adelsk. Steined.“ las er. „Aurelia Horley“, klinkerte er leise. „Das ist zweifellos der Name des lieblichen Mädchens, und

das Geheimnis entdecken könnte, so würde man mit meinen Leidensgenossen vernünftig sein!"

Diese und ähnliche Gedanken durchzuden blühten sein Herz und erfüllten ihn mit neuen Hoffnungen. Anselm durchmaß er das große Gemach, dann warf er sich auf sein Lager und erwartete ungeduldig den Anbruch des neuen Tages.

Kaum hatte er sich niedergelegt, als ein leises Geräusch im Korridor seine Aufmerksamkeit erregte. Einem Augenblicklichen Impulse folgend, schloß er die Augen und hielt sich schlafend. Langsam wurde der Schlüssel gedreht, die Tür geöffnet und herein trat nicht der junge Herr, wie er gehofft hatte, sondern die Krankenschwester mit der breiten weißen Haube, die er am Bette des Leidenden gesehen hatte.

Vorsichtig entfernte sie die Binde, unterstuchte behutsam die ganz unbewegende Binde an seiner Stirn und flüsterte leise: „Es ist besser, er wird am Morgen ganz gut sein.“ Dann entfernte sie sich ebenso leise, wie sie gekommen war.

Der junge Graf lauschte atemlos. Nicht! Die Tür wurde nicht mehr geschlossen; er war nicht länger ein Gefangener. Er wartete gespannt noch eine geraume Zeit. Es schlug bereits vier Uhr, dann erhob er sich vorsichtig, zündete eine Kerze an, die auf dem Tische stand, und trat vorsichtig in den geräumigen Korridor.

Vorsichtig spähte er umher; tiefe Stille herrschte in dem ganzen Hause!

Jung und übermütig wie er war, wollte er selbst den ersten Versuch machen, das gefesselte Speisezimmer aufzusuchen, wo in der Nische ein Geheimnis verborgen sein sollte.

Lauflos stieg er die Treppe hinauf, öffnete ein Zimmer nach dem anderen, bis er endlich ein geräumiges Gemach betrat, das er mit dem ersten Blick als das gesuchte erkannte. Da es war kein Zweifel, dort war eine große, breite Nische, aber o weh! an der entgegengesetzten Seite befand sich eine in ganz derselben Größe und Form.

Es wäre ein hoffnungsloser Versuch gewesen, gleich jetzt nach der verborgenen Feder zu suchen, denn beide Nischen waren bis hoch an die Decke mit venezianischen Vasen, kostbaren Bildern und mancherlei Statuen angefüllt.

Ein längerer Aufenthalt war unter diesen Umständen ganz nutzlos, aber dennoch verweilte er, und der alte ergaute Diener stürmte endlich eintrat.

„Es ist doch höchst sonderbar, mein Herr, daß Sie zur Nachtzeit hier im Hause herumspazieren, in dem Sie doch ein Anderer sind und in das Sie sich unter ganz zweifelhaften Umständen Eingang verschafft haben,“ begann er flüsternd. „Ich habe nicht Lust, den

jungen Herrn in seinem Schlafe zu stören, um Sie mit seiner Einwilligung an die Luft zu setzen, muß es aber sein, wenn Sie nicht augenblicklich in Ihr Zimmer zurückkehren! Was suchen Sie hier eigentlich?“

„Ich — ich wollte nur das gefesselte Speisezimmer ansehen, von dem ich eine Beschreibung gelesen hatte,“ stammelte der Graf verlegen, denn er wußte wohl, daß diese leere Entschuldigungen keinen Glauben fanden. „Wirklich?“ höhnte der Alte. „Warum warteten Sie nicht damit bis am Tage? Es ist kaum vier Uhr, das ist eine schlecht gewählte Zeit. Gehen Sie schnell in Ihr Zimmer zurück, das ist mein Rat.“

Der junge Graf hatte sich in den vierundzwanzig Jahren seines Lebens nie so unbehaglich gefühlt wie in diesem Augenblicke! Weidmütig trat er den Rückweg an, vom Diener mittraulich gefolgt. Wütend wandte er sich um:

„Zagen Sie mir, bin ich hier auf Schloß Etined und heißt die Familie Soreley?“

„Gewiß,“ versetzte der Alte. „Doch hier sind Sie vor Ihrem Zimmer, legen Sie sich wieder schlafen und machen Sie keinen weiteren Versuch, das Haus durchsuchen zu wollen; ich bleibe ganz in der Nähe.“ Mit diesen Worten verschwand er in einem angestrichenen Gemach.

Der Graf stand allein im Korridor, unzufrieden mit sich selbst, unklüßig was zu tun. Da öffnete sich lautlos die Tür des Krankenzimmers, und Aurelia, die die Pflege übernommen hatte, trat hinaus. Sie war einen fragenden, zürnenden Blick auf den Grafen, der schnell auf sie zutrat.

„Um Gottes Willen, zürnen Sie mir nicht,“ flüsterte er, „ich habe so viel zu erklären. Ihnen so viel zu sagen.“

Aurelia hob stolz ihr Haupt. „Es ist nicht nötig, mir irgend welche Erklärungen zu machen,“ versetzte sie stolz. „Mein Bruder oder meine Mutter werden Ihre Entschuldigungen annehmen; hier ist weder der rechte Ort noch die passende Zeit. Bitte lassen Sie mich vorbeigehen.“

Der Graf stand wie versteinert, beschämt senkte er den Blick. Verzeihen Sie mir,“ flüsterte er, doch die junge Dame war bereits seinen Augen entchwunden, und enttäuscht kehrte er in sein Zimmer zurück.

3. Kapitel.

Ungefähr vor einem Jahrhundert, ehe unsere Geschichte beginnt, herrschte in Schloß Etined tiefe Trauer und schwere Sorge. Die großen prächtigen Festäle waren jetzt verfallen, die Fenster verhangen, alles Leben und Treiben schien ausgestorben. Erst vor wenigen Wochen war der junge hoffnungsvolle Schloßherr durch einen Sturz vom Pferde jäh vom

unerbittlichen Tode dahingerafft, und jetzt schwebte schon seit mehreren Tagen, schweren Tagen die junge früh verlassene Gattin zwischen Tod und Leben, ohne zu wissen, daß ihr der Herr in ihrer schweren Krankheit einen Sohn und Erben geschenkt hatte. So waren drei Wochen in Angst und Sorgen vergangen; noch immer schüttelten die herbeigekommenen Ärzte bedenklich das Haupt, denn das Bewußtsein der jungen Mutter kehrte noch immer nicht zurück, während das Kindlein von der Wärterin gut gepflegt wurde.

Es war ein schwüler, drückender Augusttag. Glühend heiß hatte die Sonne ihre sengenden Strahlen auf die Erde geschleudert, kein kühles Lüftchen wehte Erfrischung auf die lebende Erde, kein Bälchen am flaren, blauen Firmament verkündete erquickenden Regen. Langsam kam der große altmodische Wagen vor das Portal des Schloßes gefahren, um wie alltäglich die Wärterin mit dem Kindlein zur Spazierfahrt zu holen. Kaum eine Stunde vom Schloße entfernt, fuhr die alte Erbschöner auf. Bar es nicht das Grollen des fernen Donners gewesen, der sie aus ihren Träumereien geweckt hatte? Sie sah den veränderten Himmel mit angstvoll-jüllten Blicken an. Schwere bleierne Wolken hingen tief herab und zogen sich unheilvoll über den allen Seiten zusammen. Das Kindlein lag ruhig schlafend in ihrem Arm, unbekümmert der Gefahr, die ihm drohte.

„Es ist ein Gewitter im Anzuge; werden wir noch vor dem Regen heimkommen, Franz?“ rief die Wärterin dem Kutscher zu. „Sind die Pferde auch ruhig?“

„So fromm wie die Kämmer; aber — ich fürchte, wir werden gänzlich durchnäßt werden,“ launete die Antwort.

Dal ein blendender Blitzstrahl, ein laut krachender Donner! dann folgte Blitz auf Blitz, und die erschrockenen zitternden Pferde standen plötzlich wie anemurzt, ohne sich durch gütiges Zureden oder die Beistände zum Gehen bewegen zu lassen. Dunkel und drohend zogen sich die Wolken zusammen; schwarz drohte das Rollen des Donners, der im nahen Walde ein taumelndes Echo fand; grell zuckten die Blitze, aber kein Lüftchen wehte, kein Tropfen Regen milderte die erstickende Schwüle. Der Kutscher sprang vom Sitz, um die Pferde anzutreiben, aber, o weh! mit dem verzweiflungsvollen Schrei: „Ich bin blind! ich bin blind!“ stürzte er beinaheungslos zu Boden; der letzte zuckende Blitz war verhängnisvoll für ihn geworden.

Warum rührte sich nicht die Wärterin mit dem hilflosen Kinde? Bewegunglos, vom selben Blitzstrahl getroffen, lag sie in den Kissen, das tote Kind fest im Arme haltend.

(Fortsetzung folgt.)

Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelm.

(Nachdruck verboten.)

Als der Tanz geendet und Paul die Geliebte zu ihrem Platz geführt, bemerkte er Helenens strengen Blick und entfernte sich nach höflichem Gruße. Helene aber wandte sich zu ihrer Schwester und sagte: „Du tanzest heute Abend nicht mehr mit Herrn Werner, nicht Du? Ich will es nicht.“ Und um ihr jede Antwort abzuschnellen, richtete sie einige gleichgültige Fragen an ihre Nachbarin.

„Gut sie unser Geheimnis erraten?“ dachte Käthchen. „Ich soll nicht mehr mit Paul tanzen und doch habe ich ihm den folgenden Walzer zugezagt; hatte ich mein Wort nicht, so erregte ich ihn.“

Sie konnte nicht mehr ihren Gedanken nachhängen, denn schon ertönte die Musik und wieder flog sie zum Tanz.

Käthchen Bruns, den ganzen Abend wurde mir nicht das Glück zu Teil, mit Ihnen zu tanzen,“ ließ sich eine Stimme vernehmen.

Die Angeredete schaute um und gewahrte den jungen Hellmuth.

„Ich bedauere unendlich, keinen einzigen Tanz mehr frei zu haben,“ entgegnete sie.

„Wie schade, ich wünschte sehr diesen folgenden Tanz, es ist ein Walzer, mit Ihnen zu tanzen; Sie tanzen ihn so leicht.“

„Ich habe ihn Herrn Werner zugezagt.“

„Dann muß ich auf das Vergnügen verzichten.“

„O nicht doch, Herr Hellmuth,“ sagte Helene, welche unbemerkt den Beiden näher getreten und Käthchens Worte wie die Antwort gehört hatte. „Meine Schwester irrt sich, Herr Werner hat den versprochenen Tanz schon bekommen.“

Ueberrascht schaute das junge Mädchen sie an und erwiderte vor dem strafenden Blick der Schwester:

„Nun, dann werde ich die Ehre haben, Sie zum Tanz zu führen,“ sagte Hellmuth mit sichtlich Freude.

Käthchen war in großer Verlegenheit; lehnte sie ab, so erregte sie die Schwester, im anderen Falle den Geliebten. Sie zögerte, ihre Zustimmung zu geben, aber ein Blick auf das ungeduldig streng Angesicht Helenens bewog sie, Hellmuth den Arm zu geben und sich in die Reihe der zum Tanz Aufgestellten zu mischen. In diesem Augenblicke kam Paul, um seine Tänzerin in Empfang zu nehmen. Mit finsterner Stirn sah er den Beiden nach, während Helene ein triumphierendes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Der junge Mann bemerkte dies, die Stirn aber schloß ihm an, aber er drängte gewaltsam die Erinnerung nieder. Es war ihm jedoch nicht möglich, im Saale zu bleiben und er stürzte hinaus.

Als kurz darauf der Tanz beendet war, und eine größere Pause eintrat, verließen viele den Ballsaal, um sich in den angrenzenden Nebenzimmern abzu-

halten. Man verteilte sich in die verschiedenen Räumlchkeiten, wo sich überall lachende und plaudernde Gesellschaften sammelten. Auch Käthchen promenierte am Arme ihrer Freundin, ansehnend in fröhlichen Geplauder, von einem Zimmer zum anderen, doch überall umherpalend. Ihre Augen suchten den Geliebten.

Endlich sah sie ihn durch mehrere Gemächer in dem letzten derselben an einer Fensterbank stehen. Während sie an einer anderen Gruppe vorüber gingen, trennte sie sich unbemerkt von ihren Begleiterinnen und eilte zu Paul, welcher noch immer einsam in dem leeren Gemache stand.

„Bist Du mir, Paul?“ flüsterte sie zärtlich. Er antwortete nicht, wandte sich ab und blickte durch das Fenster in die dunkle Nacht.

„So sprich doch, ich bitte Dich,“ bat sie inständig. „Nein, ich ertrage es nicht länger,“ sagte er leidenschaftlich. „Den ganzen Abend muß ich es ansehen, wie Du umherwärrst wie ich, der ganz allein Rechte an Dich hat, ich werde nicht beachtet. Ich habe in der ganzen langen Zeit vor unserem Tanz vergebens gewartet, einen Blick von Dir zu erlangen. Und den Walzer, welchen Du mir zugezagt, mit dem verhassten Hellmuth zu tanzen! Wie kamst Du dazu?“

„Helene hatte mir verboten, mit Dir zu tanzen; als Hellmuth kam und um den Walzer bat, sagte ich

ihm, daß ich Dir denselben zugezagt.“

„Und doch tanztest Du mit ihm,“ unterbrach er sie. „er ist ja reich, hat ein bedeutendes Vermögen; ich bin nur ein armer Buchhalter, mir darf man dies bieten.“

„Sei nicht ungerecht, Paul, Du weißt, daß ich nur Dich liebe, nur Dir angehöre.“

„Trotzdem tanztest Du mit Hellmuth,“ rief er bitter.

„Der Blick meiner Schwester zwang mich dazu.“

„Vor nicht allzu langer Zeit sagtest Du, daß Du Dich nicht zwingen ließe.“

„Das tue ich auch nicht, ich möchte aber den sehen, welcher sich Helenens strengen, durchdringenden Blick zu widerlegen wagt. Willst Du noch böse, Paul? Vergieße!“

„Nicht eher, bis Du mir Genugthuung gegeben,“ sagte er drohend.

Käthchen, durch diese Vorwürfe und das ablehnende Verhalten Pauls gereizt, wollte eine ähnliche Antwort zurückgeben, bemerkte aber, daß in das vordere Gemach eine kleinere Gruppe Damen und Herren eingetreten war.

Sie neigte daher mit kühnem Grusse das Haupt, als habe sie eine zufällige Unterredung mit Paul gehabt, und schloß sich der Gruppe an.

Als der Tanz von Neuem begann, sog Paul sich von demselben zurück; er wollte auch nicht sehen, wie die von ihm so heiß Geliebte von Anderen umschwärmt und zum Tanz geführt wurde. Somit hatte Käthchen keine Gelegenheit, ihm die verlangte Genugthuung zu geben. Als jedoch der Kottillon kam, dem Paul wieder zusah, ohne sich jedoch daran zu beteiligen, schwebte sie leicht und gracios wie eine Nymphe zu ihm hin, um ihn zum Tanz zu holen. Als die Beiden den Saal umtanzten, begegneten sich die Augen der Liebenden. Aus den seinen war schon längst aller Groll verschwunden, und um ihre Lippen spielte wieder das glückliche Lächeln, welches vorher bei seinen harten Worten entflohen war.

„Bist Du noch, lieber Paul?“ flüsterte sie. Er hatte nicht jung sein und nicht lieben müssen, um diesen Worten widerstehen zu können. Zudem hatte er längst eingesehen, daß er dem jungen Mädchen Unrecht getan.

„Mein liebes Käthchen,“ sagte er leise; aber es lag eine Welt von Liebe und Zärtlichkeit in diesen Worten. Ein inniger Drud ihrer Hand antwortete dem sehnigen und die Verlobung war geschlossen.

Mitternacht war bereits lange vorbei, als der Ball beendet wurde und Käthchen mit der Schwester zu Hause ankam. Als sie sich von derselben verabschiedete, und sich zur Ruhe begeben wollte, sagte Helene:

„Ich habe heute Abend eine Beobachtung gemacht, welche mich überrascht. Wie steht Du mit Herrn Werner?“

„Liebe Helene —“

„Nein; heute Abend nicht mehr, aber morgen muß Du mir ehrliche, aufrichtige Antwort geben.“

4.

Des Menschen Wille, das ist sein Glück.

Schiller.

Der folgende Tag war von dem geistigen sehr beschaffen; gehen noch hatte man sich am schönen Sonnenmorgen erheitert, und heute war keine Spur mehr von ihm zu finden. Der nasse, kalte Novembertag mit seinem herabdröhnenden Regen und den wirbelnden Schneeflocken zeigte an, daß der Winter nun ganz entschieden seinen Einzug halte.

Käthchen war schon zeitig aufgestanden; ihre Jugend kannte noch keine Müdigkeit, und auch ihr frisches Gesicht zeigte nicht die geringste Abspannung. Fröhlich und munter verdrängte sie ihre gewöhnliche Beschäftigung. Helene war heute erheitert als je sonst zu sein pflegte, hatte aber noch mit keiner Silbe das

Thema berührt, auf welches sie gestern Abend ihrer Schwester gegenüber anspielte.

Der Nachmittag fand die beiden Damen im Seitenzimmer mit Handarbeiten beschäftigt, und dem jungen Mädchen dachte wohl etwas angustlich das Herz, als Helene die Worte sagte:

„Ich wollte mit Dir über Herrn Werner sprechen und ich erwarte, daß Du mir die volle Wahrheit sagst.“

Doch Käthchen war entschlossen, offen und mutig ihre Liebe zu bekennen.

„Herr Werner verdient Dir eine große Anerkennung, großer wie Galanterie sie erfordert,“ rief Helene fort, „und mir scheint, Du duldest dies nicht allein, sondern ermutigst ihn sogar.“

„Und wenn dies wirklich der Fall wäre?“ fragte Käthchen, mutig die Augen zu ihrer Schwester erhebend.

„So wäre es notwendig, diesem unüberlegten Treiben ein Ende zu machen,“ entgegnete die ernste. „Du wirst doch selbst vernünftig genug sein, um einzusehen, daß diese Spielerei nicht fortgesetzt werden darf.“

„Es ist durchaus keine Spielerei,“ sagte das junge Mädchen energisch. „Wenn Paul liebt mich.“

Ein tiefer, erleuchtender Atemzug hob ihre Brust, denn das Schwere war gelöst.

„Hat er Dir vielleicht gestern beim Tanz seine Liebe erklärt?“

„Nein, nicht gestern Abend, sondern schon diesen Sommer, während des Gewitters, in dem alten Kloster.“

„Also so lange schon, und Du hast mir kein Wort davon gesagt?“

„Paul wünschte, es solle einweilen noch ein Geheimnis bleiben; er befürchtete, man würde uns trennen, wenn man unsere Liebe entdeckte.“

„So? Da hättest Du aber Geheimnis besser hätten müssen; Eure Liebe vertieft es gestern Abend zu denken. Ich begreife aber nicht, wie Du Herrn Werner so leicht Schwärmerei in dem doch zu gefährlich, als daß ich sie länger zugeben könnte. Ich werde selbst mit ihm die Sache zum Austrag bringen. Du aber sprichst kein Wort mehr mit ihm.“

Verlegt darüber, daß ihre heiligen Gefühle eine Spielerei und romantische Schwärmerei genannt wurden, sagte sie heftig:

„Warum verbiest Du mir das? Ich kann Dir nicht gehorchen, denn ich habe ihm mein Wort gegeben, ich bin seine Braut.“

„Ich habe nicht geahnt, daß Ihr so weit mit einander wäret, aber Du vergißt, daß Du noch minderjährig bist, und deshalb ist Deine Zusage allein null und nichtig.“

„Und doch werde ich nur ihm angehören, denn ich liebe ihn,“ sagte sie entschlossen.

„Wen liebst Du? Einen Fremden, den Du kaum kennst, der Dir vor einigen Jahren zufällig einen Dienst erwiesen und zum Lohn dafür jetzt Deine Liebe oder vielleicht nur Dein Vermögen fordert.“

„Helene, Du wirst ungerecht!“ rief Käthchen entsetzt. „Paul liebt mich ohne Berechnung; und kenne ich ihn nicht seit der Zeit, wo er hier im Hause verweilt?“

„Was kennst Du denn von seiner Familie, von seinen Eltern, von seiner Vergangenheit? Er hat, so viel ich weiß, seinem Menschen gegenüber niemals von seinen Verhältnissen gesprochen. Oder hat er Dir derartige Mitteilungen gemacht?“

„Bekannt mußte Käthchen sich einschleichen, daß sie gar nichts von dem wußte, was die Schwester zurieden stellen konnte. Sie hatten bei ihren Zusammenkünften sich immer zu vieles Andere zu sagen, daß es ihr nicht einmal eingefallen war, nach dem zu fragen, was seine Verhältnisse und seine Vergangenheit betraf.“

Und was will Herr Werner denn erweisen, um

selbständig zu werden?“ fuhr Helene fort, da Käthchen noch immer schwieg. „Ein neues Geschäft zu gründen, welches so viel abwirft, um ein Leben zu führen, wie Du es gewohnt bist, hält sehr schwer. Woher willst Du die Mittel nehmen? Verzicht er selbst über solche, oder rechnest er dabei auf Dein Vermögen?“

„Helene, brauche Käthchen an.“

„Und gehst, er gründet ein Geschäft und das selbe rentiert sich nicht; wie dann, wenn Du mit Not und Sorgen zu kämpfen hast?“

„Dieses befürchte ich nicht, denn Paul liebt reiche kaufmännische Kenntnisse zur Seite.“

„Das mag sein, jedoch Kenntnisse allein nützen nicht, der Kaufmann muß auch Glück haben, und das Glück ist sehr wandelbar. Wenn dann Not und Sorgen über Dich hereinbrechen? Du bist nicht nicht gewöhnt, kenne keine Entbehrung, weißt nicht, was es heißt für das tägliche Brot arbeiten.“

„Ich glaube nicht, daß es so schlimm kommt, wie Du es schilderst.“

„Es ist aber besser und vernünftiger, wenn man sich einen Gatten wählt, bei dem solches nicht zu befürchten ist, und besonders, da Du die Wahl nicht hast.“

„Du machst Anspielung auf Franz und Hellmuth; es mag vielleicht vernünftiger sein, wenn ich zwischen diesen wähle, allein ich frage nicht die Vernunft, sondern mein Herz, und dieses spricht für Paul Werner.“

„Man soll das Herz und die Vernunft zu Rate ziehen. Ich dachte übrigens eben nicht an die genannten Herren, sondern Du bist noch so jung, und Du kannst warten, bis das Herz und die Vernunft zusammen sprechen. Ich glaube nicht, daß eine Verbindung zwischen Dir und Werner zu Deinem Glück führt, und da ich nur einzig und allein Dein Glück im Auge habe, so kann ich Dir niemals meine Ehrlosigkeit zu dieser Verbindung geben. Eben deshalb muß jede Verabredung mit ihm von Deiner Seite aus strengstens vermieden werden. Geh! also auf Dein Zimmer und ordne Deine Sachen, damit Du in einigen Tagen zur Schwester reisen kannst, welche Deinen Besuch schon lange gewünscht hat.“

Käthchen hatte für diese im strengen Tone gesprochenen Worte keine Erwiderung, und sie idrirt mit geistigem Haupte der Türe zu, um dem Befehle der Schwester nachzukommen.

Als einige Stunden später Paul Werner das Hotel zur Sonne betrat, rief Helene ihn zu sich in das Wohnzimmer.

„Ich hatte diesen Mittag eine Unterredung mit meiner Schwester, welche sich auf Sie bezog,“ begann Frau Schmidt, ihn voll ansehend. „Ich weiß, was zwischen Ihnen vorgefallen, und kann nicht unterlassen, Ihnen zu sagen, daß ich höchst unzufrieden darüber bin, besonders aber darüber, daß Sie meine Schwester verleitet, mir gegenüber unaufrichtig zu sein.“

Paul schlug die Augen nieder; er fühlte, der Vorwurf war begründet.

„Ich gebe zu, es war Unrecht, so lange zu schweigen, allein in meiner jetzigen Stellung konnte ich unmöglich offen um Käthchen werben,“ erwiderte er.

„Nun, ich denke, wenn Ihre Stellung Ihnen das nicht gestattet, so verbietet sie Ihnen auch die Erklärung.“

„Es war auch nicht meine Absicht, Frau Schmidt, geistig nicht, allein in der Erregung des Augenblicks entschloß ich mir das Geheimnis meiner Liebe. Erst als ich von Käthchen die beglückende Gewissheit der Gegenseite erhalten, mußte ich mir befehlen, einzutreten, daß mich noch nichts berechtigte, mit meiner Bitte vor Sie zu treten.“

„Es ist gut, daß Sie das selbst einsehen, Herr Werner,“ bemerkte Helene, „und Sie begreifen auch wohl, daß Sie an die Versprechungen, welche meine Schwester Ihnen gemacht, weiter nicht denken dürfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

7. Februar.

1478: Thomas Morus, engl. Kanzler, geb. (London). 1801: Daniel Cebodowicki, Maler und Kupferstecher, †. (Berlin). 1812: Charles Dickens, engl.

Schriftsteller, geb. (Landport). 1823: Rich. Genée, Komponist, geb. (Danzig). 1852: Rob. Meind, Maler und Dichter, †. (Dresden). 1878: Papst Pius IX., ihm folgt Leo XIII. (Vatikanstadt).

8. Februar.

1575: Stiftung der Universität Leiden, 1587: Ent-

sagung der Maria Stuart, (Schloß Fotheringhay). 1725: Peter I., der Große, Kaiser von Rußland, †. 1763: Einrichtung der preussischen Staatslotterie. 1795: M. G. Zappit, humoristischer Schriftsteller, geb. (Lobos-Bereng). 1818: Der Schloßmaler Camphausen, geb. (Düsseldorf). 1819: W. Jordan,